


Nr. 102 Bromberg, den 5. Mai 1933.

# Die Frau, die man übersah

**Roman von Harald Baumgarten.**



(9. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Dieser bunt durcheinander taumelnde Winter von Paris! Dieses Jagen von Maskenfesten, Premieren, Sensationen! Wie der Puls dieser Stadt auf den Boulevards pocht, den Herzschlag der Welt anzeigend. Ein ewiges Wechseln von neuen und vertrauten Gesichtern, aufschießenden Meteoren — verlöschenden Erfolgen.

Kein Ereignis von Bedeutung, dem Reginald Solm nicht beigewohnt hatte. Kein neuer Star der Revue, den er nicht begutachtet — und ihm zur Seite das zynisch-gemütvolle Künstlerhaupt Xaver Beißwangers, dessen saftige Bonmots vom Kaffeehaus durch ganz Paris flogen, bis sie wie ein ins Ziellose geschleuderter Bumerang zu dem grinsenden Urheber zurückkehrten.

Aber diese Saison war Paris um die Erscheinung dieser beiden ärmer geworden. Mit der Wucht einer Sensation hatte die Verlobungsanzeige der „schönen Lilo de Pirelle", die in allen Zeitungen von Paris — ungewöhnlich groß gedruckt — erschienen war, gewirkt, und die Pariser Lebewelt wartete mit Spannung auf den Tag, da die blonde Lilo sich den Myrthenkranz aufs Haar drücken würde. Indes — die Wochen liefen dahin, ohne daß diese neue Sensation sich vollzogen hätte.

Nicht, als ob Reginald an der Verzögerung schuld gewesen wäre. Im Gegenteil! Fragte man ihn, wann denn nun dieser Tag endlich kommen würde, so hatte er ein glückstrahlendes Lächeln und ein sicheres „Bald, bald!"

Aber er stieß bei der grand mere auf eine ebenso geschickte wie ihm unverständliche Verzögerungstaktik. Sie dämpfte sein Ungestüm, das durch das Bedürfnis, seiner Tante seine Selbständigkeit und Vorurteilslosigkeit zu beweisen, immer mehr wuchs, durch vorsichtige und beruhigende Argumente.

„Lilo ist noch ein halbes Kind, lieber Reginald!" sagte sie jedesmal, wenn er bat, nunmehr doch endlich den Termin zur Hochzeit festzusetzen. Wenn er dann erwiderte, daß sie im Anfang selbst einen langen Brautstand als eine Erfindung des Teufels gekennzeichnet habe, lächelte sie geheimnisvoll.

„Man ändert manchmal seine Meinungen!" Sie verschwieg ihm wohlweislich, daß ein paar Tage nach Helen Cliffords Abreise ein Schreiben in Faubourg-St. Germain angekommen war, des Inhalts, daß sie, Helen Clifford, ihren Neffen rücksichtslos enterben werde, wenn er vor ihrem Tode Lilo heirate.

Und da ein enterbter Reginald für die grand mere gänzlich unbrauchbar war, so beschloß sie, die Hochzeit vorläufig hinauszuschieben und aus der Verlobung Lilos alle Möglichkeiten, ihren gesunkenen Kredit zu stärken, auszuschöpfen.

Ja, sie pflog sogar mit Charles Rison geheime Verhandlungen, ob es nicht besser wäre, sich nach einem selbständigen und in pekunärer Hinsicht sicheren Bräutigam für Lilo umzusehen, ein Plan, der vorläufig an einem geeigneten Objekt scheiterte.

Reginald war zu verliebt, um zu merken, daß hinter dieser merkwürdigen Sinnesänderung mehr als eine bloße Marotte steckte, und da Lilo auf seine dringenden Fragen nur ein Zucken ihrer schmalen, weißen Schultern und ein leichtes Je ne sais pas hatte, so mußte er doch wiederum den Rat des treulos verstoßenen Xaver Beißwangers suchen.

Er traf ihn an, wie er tiefsinnig vor seiner Staffelei saß, auf der ein paar schreiende Farbenkleckse das Motiv eines erotischen Bildes erkennen lassen sollten, und in einer zerbeulten Konservenbüchse, die ihm als Farbtopf diente, mit einem mächtigen Pinsel herumrührte.

Der Bruch mit Reginald hatte ihn tiefer berührt, als er selbst eingestehen wollte. Nicht nur die Annehmlichkeiten des Lebens, auch die Freundschaft fehlte ihm.

Silberweiße Fäden zogen sich jetzt durch das noch volle Haar. Die Falten, die sein Gesicht wie Schienen eines großen Bahnhofs in vielen Kreuzungen durchliefen, waren noch tiefer geworden.

Erstaunt sah er auf, als Reginald die Tür öffnete, und ein Spaß blieb ihm im Halse stecken. Nach einem abgegriffenen Willkommensgruß setzte sich Reginald auf die wacklige Chaiselongue, die Xaver Beißwangers Ruhelager bei Tag und bei Nacht war. Er stützte den Kopf in die Hände und wartete, was ihm der ehemalige Mentor sagen werde.

Xaver pfiff ein Thema aus der Boheme und begann die Leinwand mit einem unwahrscheinlich blauen Himmel zu bedecken. Im übrigen kümmerte er sich nicht um seinen Besuch, sondern malte mit bemerkenswertem Eifer unter immer lauter werdender musikalischer Begleitung.

Endlich fuhr Reginald auf. „Ich bin doch nicht gekommen, um deinen Malstudien beizuwohnen, Xaver. Ich will doch etwas von dir!"

Weit lehnte sich der alte Bohemien auf seinem Hockerchen zurück und hielt die Hand über die Augen, als betrachte er prüfend sein Werk. „Man kommt zu Xaver Beißwanger stets, wenn man selbst nicht mehr weiter weiß!" sagte er mit Würde und mit einem triumphierenden Stolz. „Hat dir die schöne Lilo den Laufpaß gegeben, daß du dich meiner so plötzlich erinnerst?"

„Schwatze keinen Unsinn, Xaver, sei vernünftig und laß uns die alten guten Freunde sein."

„Freundschaft vergeht, wenn ein Weib dazwischentritt, Reginald", philosophierte Xaver, setzte aber doch seinen Farbentopf beiseite und wandte sich zu Reginald um, der sichtlich nervös auf der Chaiselongue saß. „Womit kann ich dir helfen, alter Junge?"

Die warme Herzlichkeit des Tones verfehlte ihren Eindruck nicht. „Ich renne gegen Mauern, Xaver, ich weiß nicht mehr aus noch ein. Wo früher lauterstes Entgegenkommen war, ist jetzt ein Ausweichen. Die grand mere sagt nicht ja noch nein. Ich weiß nicht, was ich von dem allen denken soll."

Xaver ergriff seine Hand. „Ich hab' dir immer geraten — vergaff dich nicht in Lilo de Pirelle! Löse die Verlobung auf!"

„Ich liebe Lilo — und dann — selbst wenn ich wollte — ich habe ihr mein Wort gegeben."

Xaver tat einen Pfiff. „Gut eingefädelt, Regi, gut eingefädelt."

Reginalds Gesicht wurde blutrot. „Was willst du damit sagen?"

„Du bist der gehörnteste Narr, der in Paris umherläuft, mein Junge. Hörst du denn nicht, was die Spatzen von den Dächern pfeifen? Erzählt dir denn niemand die galanten Abenteuer der schönen Lilo?"

So derb Xavers Offenheit war, so entbehrte sie doch nicht eines gewissen Untertons von Mitgefühl, den aber Reginald gänzlich zu überhören schien. Jeder Nerv in ihm zuckte vor Erbitterung. Die Liebe zu Lilo de Pirelle war ihm das Wunder seines Lebens, schien Abschluß und Beginn zugleich. Und je mehr Widerstände aufwuchsen, um so heldenhafter er selbst, um so reiner und klarer das Bild der Geliebten.

Er ergriff seinen Hut und wandte sich zur Tür. „Diese Stunde trennt uns, Xaver Beißwanger. Zwischen uns gibt es keine Brücke der Verständigung."

Xaver blieb im Zimmer stehen, wie ihn sein letzter heftiger Ausbruch geformt hatte, den mächtigen Kopf ein wenig gesenkt und die Fäuste vor sich hingeballt. Dann riß er sich zusammen, trat vor sein Bild und malte unter greulichem Pfeifen in das Idyll des kobaltblauen Himmels gräßlich zerrissene Sturmwolken. Aber als auch dies seiner gepreßten Stimmung kein Ventil schaffen konnte, schmiß er den Pinsel in die Konservenbüchse, daß sich die Farbe wie ein unaufhaltsamer Lavastrom ins Zimmer ergoß, schlug mit den Fäusten auf die Knie, und ein echt bayrischer Kernfluch entrang sich seiner Kehle.

VI.

Lilo de Pirelle schlug den Pelzkragen ihres Mantels in die Höhe. Vorsichtig spähte sie nach allen Seiten, ehe sie leise die schwere Tür des Palais hinter sich schloß. Dann aber eilte sie, so schnell es der aufgeweichte Schnee zuließ, die Straße entlang.

An einem Fenster erschien das Gesicht Charles Risons, das ihr mit einem hämischen Grinsen nachsah.

Sie eilte durch kleine, dunkle Gassen, immer in Angst, gesehen zu werden. Dann — nach einem letzten aufmerksamen Umschauen bestieg sie ein Auto und nannte dem Chauffeur die Adresse eines kleinen Restaurants in der Rue de Saints-Pères.

In der intim eingerichteten Diele des Parterres bewirtete Madame Landré ihre unbekannten Gäste. Für die Auserwählten führte eine schmale Wendeltreppe zum ersten Stock, in dem sich abgeschlossene Separés befanden.

In einem derselben saß um diese Zeit André d'Hericourt. Vor ihm stand mit leicht gebeugtem Rücken Jean, der Oberkellner, der ihn mit seinem devotesten Lächeln betrachtete.

„Monsieur sehen vorzüglich aus."

„Es geht, Jean, wir haben uns lange nicht gesehen. Habe viel gearbeitet. Paris wird staunen, wenn ich wieder von mir hören lasse."

„Wieder Flugzeug, Monsieur?"

„Ganz neue Sache, Jean, Bressol wird sie finanzieren."

Jean verbeugte sich tief beim Klang des Namens dieses Finanzgewaltigen. André sah es befriedigt. Sein Kredit war gerettet. „Ich erwarte eine junge Dame, Jean; sorgen Sie dafür, daß Madame sofort hierher geführt wird. Sie werden sich ihrer übrigens noch erinnern."

„Mademoiselle de Pirelle, wenn ich recht rate?"

André lächelte belustigt. Das ermutigte Jean. „Hat Mademoiselle sich nicht neulich verlobt? Ich las die Anzeige in der Zeitung."

Das Lächeln in Andrés Gesicht wurde freier und freier, bis es endlich in ein frivoles Lachen überging, in das Jean mit ruckweisem Glucksen einfiel.

„Monsieur d'Hericourt sind ein großer Don Juan!" sagte er schließlich in höchster Bewunderung und verließ das Kabinett, um die Bestellungen in der Küche aufzugeben.

Auf der schmalen Wendeltreppe begegnete ihm Lilo. „Monsieur wartet in Nummer drei."

Sie neigte kaum den Kopf. Seit sie Andrés Brief heute morgen bekommen hatte, handelte sie wie unter einem inneren Zwang. Sie hatte diese Liebschaft mit André als eine abgeschlossene Episode ihres Lebens betrachtet. Nur manchmal dachte sie an seine Umarmungen, die ihre Sinne in alles vergessender Glut entflammt hatten. In den Wochen, da er nichts von sich hören ließ, fand sie sich mit der Tatsache ab, Reginald zu heiraten.

Und nun war plötzlich dieser Brief gekommen, der sie in kurzen Worten bat, ihn zu treffen. Sie war fest entschlossen, der Aufforderung nicht Folge zu leisten. Doch als die Stunde da war, nahm sie ihren Mantel und ging, unfähig, dem Ruf dieses Mannes Widerstand entgegenzusetzen.

Die schmalen und doch kraftvollen Hände Andrés nahmen ihr mit behutsamer Zartheit den Mantel ab — wieder durchschauerte sie jenes Gefühl dunkler Begierde, das sie immer in seiner Nähe bekam. Er spürte das willenlose Zittern ihres Körpers — und lächelte. Durch die schwere Samtportiere klangen die verwehten Töne eines süßlichen Tangolieds, das die Geige in der Diele sang, zu ihnen herauf.

Mit einer gleitenden Bewegung berührte André den Gong. Wie erwachend, sah Lilo um sich. Sie war sanft und süß geschminkt, als gelänge ihr die Lüge des Errötens. André nahm ihre Hände und bedeckte sie mit verlangenden weichen Küssen.

Jeans undurchdringliches Kellnergesicht tauchte auf. Lautlos servierte er. „Beluga Mallosole Kaviar aus Eisblock mit Crepes Sarrazin" — sagte er mit seiner diskreten Stimme. Die Portiere schloß sich hinter ihm.

„Ich danke dir, Lilo, daß du gekommen bist. Ich mußte dich einmal wiedersehen."

„Ich hätte nicht kommen dürfen, André!"

„Du liebst mich nicht mehr, Lilo — du hast mich wahrscheinlich nie geliebt, sonst könntest du das nicht sagen."

Mit tränenverschleierten Augen sah sie ihn an. „Ich habe immer nur dich geliebt, André!"

„Meine kleine, arme Lilo!" Wie aus der Tiefe eines plötzlichen Ausbruchs riß er sie an sich. Sie sträubte sich nicht. Die falschen Schwüre ewiger Treue wuchsen wieder glutrot um sie auf . . .

Mit tänzerischer Anmut bediente er sie. Steckte ihr die kleinen Leckerbissen der schwersilbernen Horsd'oevre-Platte zwischen die blitzenden Zähne, füllte die geschliffenen Kelche mit sprühendem Sekt. Und Jean servierte eines jener kleinen Soupers, wie es selbst in Paris nur Madame Landré zuzubereiten verstand:

„Mousseline von Seezungen à la Lavallière . . .
Salmi von Waldschnepfen mit Oliven .
Cour de Filet de Boeuf „Frascati"
Bombe Chateaubriand.
Pariser Gebäck, Shilton mit englischer Sellerie . . ."

In dem Reiz dieses verbotenen, aufregenden Abenteuers vergaß sie die grand mere, Reginald und ihre Zukunft und wurde wieder eines jener kleinen Pariser Mädchen, die für ein Souper in einem Séparé mit zartgrauen Wänden und altgoldfarbenen Sesseln dem Geliebten eine heitere Stunde bereiten.

Als Jean die duftenden Erdbeeren in Sahne mit Curacao brachte, fühlte sie eine ätherische Leichtigkeit in sich, die allen Dingen ihre Erdenschwere nahm und sie in rosenroten Wolken dahinsegeln ließ.

André beobachtete sie mit wachen Augen. „Ich habe eine Bitte an dich, Lilo. Meine neue Erfindung ist so gut wie vollendet. Bressol ist entzückt von der Idee. Es handelt sich um eine Art Fallschirm für Flugzeuge. Ich könnte Millionen verdienen, wenn mir nicht das Kapital fehlen würde, die Erfindung selbst auszunutzen. Wie denkst du darüber?"

Verständnislos sah sie ihn an. „Wie meinst du das André? Du weißt doch, daß wir selbst . . ."

Sein warmes Lachen klang durch den Raum. „Ich habe natürlich nicht geglaubt, daß die grand mere die Sache finanzieren wird. Aber ich meine, eine junge, reiche Frau, die du bald sein wirst . . ."

„Du willst mir doch nicht zumuten, daß ich Reginald . . ."

Er nickte übermütig. „Eben das, Lilo! Von den amerikanischen Millionen werden die hunderttausend Franken doch wohl abzuzweigen sein. Na, und ein glücklicher Bräutigam wird einer so schönen Braut eine solch kleine Bitte wohl kaum abschlagen."

In dem Zwiespalt ihrer Gefühle wußte sie weder ja noch nein zu sagen. Er sah ihr direkt in die Augen. „Habe ich nicht ein kleines Anrecht auf deine Hilfe? Ich dächte doch . . ."

Das Gespenst ihrer häuslichen Sorgen lebte in den Worten Andrés vor ihren Augen auf. Sie erhob sich. Hüftenschlank und in dem bewegten Rhythmus ihres Körpers schritt sie erregt durch den Salon. Das Licht der seidenver-

schleierten Lampen warf schimmernde Reflexe auf den nachtblauen Samt ihres engumspannenden Kleides. „Nein, André! Zwischen uns muß alles vorbei sein. Niemals würde ich Reginald mit einer solchen Bitte kommen, nach dem, was zwischen uns gewesen ist.“ Sie ergriff ihren Mantel. „Ich muß nach Hause, André. Die grand mere wird mich bereits vermissen!“

Der Stuhl fiel um, so heftig sprang er auf. „Du wirst es dir noch überlegen, Lilo. Du vergißt, daß du mich liebst!“ Eine leise Drohung schwang in dem Ton mit.

„Es geht nicht, André, es ginge über meine Kraft!“

Ehe er es hindern konnte, war sie durch den Vorhang auf den Gang getreten und mit fliehenden Schritten die Wendeltreppe hinuntergeeilt. Verblüfft starrte er ihr nach. Seine Hand zitterte, als er auf den Gong schlug.

„Jean, Pommery!“

„Oh — Madame ist schon gegangen?“

Mit der Vertraulichkeit, die ein Ober wie Jean verdient, klopfte André ihm auf die Schulter. „Ja, Jean, es scheint, wir werden alt.“ Er steckte sich eine letzte Simon Arzt an. Und sagte beiläufig, wie er nonchalant den Frackmantel überwarf. „Schicken Sie mir die Rechnung bei Gelegenheit zu, Jean!“

(Fortsetzung folgt.)

# Die Farben unserer Frühlingsblumen

**im Lichte der neueren botanischen Forschung.**

**Von Dr. Emil Carthaus-Berlin.**

Mehr als einmal haben mich braune Menschen in sehr abgelegenen Gegenden des Malaiischen Archipels mit der Frage überrascht, weshalb die Pflanzen grün seien und nicht gelb oder rot. Weit eher hätte ich eine solche Frage von gebildeten Europäern erwartet; sie ist aber nie an mich gestellt worden. Wir sehen eben die Grünfärbung der Laubblätter als etwas so Selbstverständliches an, daß wir gar nicht danach fragen, warum es so ist und ob es auch anders sein könnte. — Allgemein bekannt ist es, daß es das Blattgrün oder Chlorophyll ist, mit dessen Hilfe die Pflanzen unter Einwirkung des Sonnenlichts die aus der Luft aufgenommene Kohlensäure in Kohlenhydrate und dann weiter in andere organische Kohlenstoffverbindungen überzuführen vermögen, woraus sich ihr Körper aufbaut. Daß aber bei den im Luftmeere unserer Erde herrschenden Sichtverhältnissen gerade die Grünfärbung der Laubblätter diese Assimilation der atmosphärischen Kohlensäure so sehr fördert, daran denken selbst von den Botanikern nur sehr wenige. Da nun aber schon in geringerer Meerestiefe, wo das Sonnenlicht nicht mehr zu voller Wirkung kommt, nur Pflanzen mit roten Laubblättern zu vegetieren vermögen, erscheint es gar nicht ausgeschlossen, daß in früheren Erdenzeiten, als unser Planet noch von einem dichten Wolkenmantel umgeben war, die Pflanzenwelt nicht in ein grünes, sondern in ein rotes Gewand gekleidet war. Unter den gleichen Verhältnissen nehmen das manche Astronomen für den Planeten Mars noch heute an und suchen sie es dadurch zu erklären, daß dessen Oberfläche im reflektierten Sonnenlichte so auffallend rot erscheint.

Jedenfalls spielt die Farbe der Laubblätter für die Pflanzen eine sehr wichtige Rolle, auch gilt das nicht weniger auch für ihre Blütengebilde, die ja nachweislich alle aus Laubblättern hervorgegangen sind.

Lange Zeit hat die Wissenschaft in den Farben der Blumen und ganz besonders in den von dem sie umgebenden Laube stark abstechenden oder dem Auge schmeichelnden nur Reizmittel für die Insekten sehen wollen, um sie zum Besuche und damit zur Befruchtung der betreffenden Pflanzen anzuregen. Verschiedene vorher nicht recht beachtete Tatsachen führten jedoch später die Pflanzenphysiologen dazu, gewisse, gerade sehr auffallende Blütenfarben als ganz andern Zwecken dienend anzusehen.

Vor allem fiel es auf, daß die Flora der heißen tropischen Niederung in völligem Gegensatze zu dem, was sensationssüchtige Reisende so oft über sie schreiben, sehr arm an lebhaften, leuchtenden Blumenfarben ist. Besonders reich daran zeigt sich dagegen die Pflanzenwelt der höheren geographischen Breiten, und auch im Gebirge der Tropen sieht man sehr deutlich, wie die Farbenpracht der Blüten zunimmt, je höher man sich über die heiße tropische Niederung erhebt. Da nun diese letztere eine Region des hellsten Sonnenlichtes ist und lebhaftes Farbenspiel deshalb in ihr noch von weit größerer Wirkung ist als unter dem so häufig bedeckten Himmel der höheren geographischen Breiten, so müssen doch wohl auch die Temperaturverhältnisse einen großen Einfluß auf die Farben der Blumen ausüben.

Zu einer überraschend guten Erklärung dieser Tatsache hat nun die Entdeckung der sogenannten Anthokyane geführt, um deren genauere Erforschung sich vor allem Willstätter verdient gemacht hat. Diese stellen Glykoside dar, chemische Verbindungen von Zucker mit Farbstoffen der aromatischen Gruppe, wie z. B. dem Delphinidin, Cyanidin und Pelargornidin. Die Anthokyane haben nun die sehr bemerkenswerte Eigenschaft, daß sie die Lichtstrahlen der Sonne zum Teil in Wärmestrahlen verwandeln. So vermögen sich mit Hilfe dieser Farbstoffe die zierlichen violetten Blütenköpfchen der Soldanella pulsilla dadurch einen Weg durch das dünne Eis am Rande der Gletscher zu bahnen, daß sie es über sich langsam zum Schmelzen bringen. — In den roten Blumen scheinen die Anthokyane an Säuren, in den blauen an Alkalien, in den violetten an neutrale Lösungen gebunden zu sein. Durch die Untersuchungen von Willstätter kennen wir aber auch Anthokyane, die in saurer Lösung orangerot gefärbt sind.

Betrachten wir an der Hand der hier angeführten Tatsachen die Farben unserer Frühlingsblumen, so muß uns vor allem das tiefe Blau des Veilchens, des Krokus, des Leberblümchens und noch anderer sehr früh sich entfaltender Lenzesblumen auffallen. Dasselbe tiefblaue Kolorit findet sich nun aber auch bei einigen Blumen des Hochgebirges, wie denen des Enzians; niemals aber wird man es bei Pflanzen der tropischen Niederung antreffen. Es handelt sich hierbei offenbar um einen Anthokyan-Farbstoff. Anthokyan ist es auch ohne Frage, das die Blumenblättchen des Maßliebchens und der Anemonen auf der Unterseite so hübsch mit Rosen- oder Purpurrot füllt, wenn diese Blümchen sich sehr früh im Jahre hervorwagen oder an kalten Standorten wachsen. In hohen nördlichen Breiten erscheinen sogar Blüten, die bei uns reiche Blumenblätter tragen, wie die der Dreifaltigkeitsblume, Anemone und Teichrose in das tiefste Rot getaucht. Selbst auf die Laubblätter in ihrer ersten Entwicklung erstreckt sich diese Rotfärbung durch Anthokyan, wie man das beim Nußbaum und den Eichen sieht.

Sehr aufgefallen ist es mir auch, daß sich gewisse Farbentöne des Gelb, die so bezeichnend für manche unserer Frühlingsblumen sind (Himmelsschlüssel, wilde Narzisse, Dotterblume usw.), sich auch so häufig bei verwandten und anderen Blütenpflanzen des Hochgebirges selbst unter dem Äquator finden. Die Farbstoffe dieser gelben Blumen harren noch genauerer Untersuchung, doch sind auch sie Glykoside, ähnlich den Anthokyanen. Man bezeichnet sie als Anthoxantine und sieht auch in ihnen Schutzmittel, die sich die Pflanzen gegen zu niedrige Lufttemperaturen geschaffen haben.

Wie aber erklärt es sich, wird man mit Recht fragen, daß manche früh sich entfaltende Lenzesblumen weiß sind, darunter vor allen das Schneeglöckchen als erste von allen Frühlingsblumen? Meist ist es nur im technischen, nicht aber im physikalischen Sinne eine Farbe. In letzterem Sinne stellt es vielmehr eine Mischung von allen Farben des Sonnenspektrums oder von zwei sogenannten Komplementärfarben, d. h. Farben dar, die sich, wie ja auch ihre Bezeichnung andeutet, beide zu Weiß ergänzen. Solche Komplementärfarben in physikalischer oder additiver (nicht aber chemischer) Mischung müssen nun das oft blendende Weiß der Blumenfarben bilden. Was dabei das der Frühlingsblumen angeht, so scheint es mir sehr bemerkenswert, daß von einigen Arten derselben einige Individuen dazu neigen, in dem Kolorit ihrer Blumenblätter unvermittelt in die Komplementärfarbe umzuschlagen, wie das beim Krokus und auch wohl bei den wilden Stiefmütterchen zu beobachten ist.

# Das Gold der „Florida“.

**Von Günther Erlenbeck.**

Der Erfolg des italienischen Bergungsschiffes „Artiglio“, dessen Besatzung vor einigen Monaten aus dem im Kanal untergegangenen Dampfer „Egypt“ für einige Dutzend Millionen Mark Gold heraufzuholen vermochte, hat anscheinend einen starken Anreiz für ähnliche gewinnbringende Unternehmungen gebildet. Zwei davon stehen z. Zt. im Vordergrund des Interesses. Einmal der in den Niederlanden vorbereitete Versuch, mittels einer gewaltigen Taucherglocke und entsprechenden Pumpwerks die im Oktober 1799 mit dem englischen Kriegsschiff „Lutine“ versunkenen 30 Millionen Mark in Gold den Fluten zu entreißen, ferner ein ähnlicher Versuch, der dem vor rund 350 Jahren bei den Hebriden versunkenen Flaggschiff der spanischen Armada, der „Florida“, gilt. Während an die Bergung des „Lutine“-Goldes aber erst in einigen Monaten zu denken ist, wurde die Suche nach den Schätzen der „Florida“ bereits in Angriff genommen. Schon wiederholt sind von den verschiedensten Seiten erhebliche Anstrengungen gemacht worden, um diese reichen Schätze zu bergen, allerdings immer vergeblich. Dieser Eifer erscheint angesichts des im Falle des Gelingens winkenden Lohnes nur zu begreiflich, befand sich an Bord der „Florida“ doch nicht allein die Kriegskasse der Armada mit gewaltigen Barbeträgen für die Soldzahlung an die Besatzung der Flotte, sondern auch noch erhebliche Mengen Barrengold, kostbare Gerätschaften und selbst Juwelen, die der spanische König für seinen Bruder in Flandern bestimmt hatte. Nichts von allem aber erreichte sein Ziel, denn die „Florida“ versank nach der Vernichtung der Armada bei dem Versuch, um Schottland herum die Heimat wiederzugewinnen, in der Bucht von Tobermory an der Küste einer der Hebriden, der Insel Mull.

Das spanische Flaggschiff hatte ein besonders tragisches Schicksal. Während die übrigen 35 Schiffe, die mit ihm um Schottland herum zu entkommen suchten, sämtlich mit Mann und Maus den Elementen zum Opfer fielen, fand die „Florida“ in der genannten Bucht vorläufige Sicherheit. Um Angriffe seitens der Einwohner der Insel zu unterbinden, ließ sich der spanische Kapitän den Sohn eines der Notabeln von Mull als Geisel stellen. Am Abend des dritten Tages, als alles an Bord schlief, schlich sich der junge Schotte nun in die Pulverkammer, legte eine brennende Lunte hinein und sprengte so sich, das Schiff und die gesamte Besatzung in die Luft. Die in zwei Teile zerrissene „Florida“ sank mit all ihren reichen Schätzen in die Tiefe.

In den seither verstrichenen dreieinhalb Jahrhunderten hat man immer wieder versucht, aus dem Schlick und Sand des Meeresbodens wenigstens einen Teil des Goldschatzes heraufzuholen. Man vermochte auch einzelne Münzen, Waffen und selbst kleine goldene und silberne Gegenstände zu bergen, zu den großen eisernen Kisten, die den eigentlichen Goldschatz enthalten, konnte man aber bislang nicht vordringen. Dadurch hat sich indes eine Gruppe von 15 abenteuerlustigen Engländern, die kürzlich in drei Fahrzeugen London verließ, nicht abschrecken lassen, einen neuen Versuch zu wagen. Und dies trotz des tragischen Schicksals, das fast alle früheren Unternehmungen in der Bucht von Tobermory getroffen hat.

Da war es beispielsweise dem berühmtesten englischen Taucher des vorigen Jahrhunderts, Archibald Miller, gelungen, bis zu dem Wrack, dessen Lage genau feststeht, vorzudringen. Er hatte, im Sande herumwühlend, in der Tat eine schwere goldene Krone gefunden und suchte nach mehr, als er seine Beute fallen ließ und eiligst das Zeichen zum Hinaufziehen gab. Mehr tot als lebendig kam er oben an. Zitternd berichtete er, daß ein Seeungeheuer mit riesigen Fangarmen — offenbar ein Krake — sich ihm genähert und ihn zu ergreifen versucht habe. Nur dem Umstande, daß er das Untier rechtzeitig bemerkt, hatte er sein Entkommen zu verdanken. Daß nach diesem Erlebnis Miller einen zweiten Versuch rundweg ablehnte, wird ihm niemand verdenken können. Nicht viel besser ging es einige Jahre später einem anderen ebenfalls sehr tüchtigen Taucher, der ein kleines Geschütz, mehrere Goldmünzen und zwei silberne Kandelaber an die Oberfläche brachte; aber unter den in der Tiefe gehabten Eindrücken lehnte auch er ein zweites Hinabtauchen unbedingt ab. Der letzte Versuch wurde dann am Anfang dieses Jahrhunderts gemacht, kostete aber vier Mann das Leben, und seither hat niemand wieder nach dem Gold der „Florida“ zu greifen gewagt.

Dabei sind die Vorbedingungen für ein Gelingen eigentlich nicht ungünstig. Die Englische Regierung wie auch der Herzog von Argyll, dem die Insel gehört, haben weitestgehende Unterstützung zugesagt. Die Reste der „Florida“ liegen in verhältnismäßig seichtem Wasser; allerdings ist das hölzerne Schiff durch die oben erwähnte Explosion in zwei Teile zerrissen und teilweise vom Sand bedeckt. Vor allem aber sind die wertvollsten Stücke der Ladung, die schweren eisernen Kisten mit dem goldenen Inhalt, infolge ihres Gewichts tief in den deckenden Sand versunken. Nach den bei der „Egypt“ erzielten Erfolgen sollte ein derartiges Hindernis aber zu überwinden sein, wenn die Bergung auch sicher Monate mühseliger Arbeit kosten wird. Dafür winkt den Erfolgreichen dann ein ungewöhnlich reicher Lohn.




**Englischer Minister a. D. als Modekönig.**

Der ehemalige englische Minister J. H. Thomas fühlt sich des politischen Kampfes müde. Er erscheint nur in den seltensten Fällen im Unterhaus, dessen Mitglied er ist und erfand für sich einen neuen Beruf, der allerdings in der englischen politischen Geschichte keinen Präzedenzfall aufweist. Minister a. D. Thomas beschäftigt sich als Modezeichner. Sein letztes Meisterwerk war ein Cape aus Straußenfedern, ein leichter, molliger und bequemer Abendmantel. Thomas führte sein Modell dem französischen Modekönig Molyneux vor. Der Franzose war von dem Modezeichentalent des englischen Parlamentsmitgliedes so begeistert, daß er Herrn Thomas den Vorschlag machte, für die Zukunft auf dem Modegebiete mit ihm zusammenzuarbeiten. Vor einigen Tagen fanden in einem vornehmen Lokal in London Mannequinvorführungen der neuesten Modelle statt, die von Thomas und Molyneux gemeinsam kreiert wurden. Die anwesenden Damen beglückwünschten den früheren Minister zu seiner neuen Tätigkeit und dankten ihm dafür, daß er den Ministersessel verlassen hatte, um den Thron eines Modekönigs zu besteigen. Thomas führte in seiner Erwiderung aus, daß die von ihm eingeleitete Mode der Straußenfeder-Capes der brachliegenden Schmuckfederindustrie im britischen Weltreiche zur neuen Blüte verhelfen soll. Modekönig Thomas begibt sich demnächst nach Südafrika auf Straußenjagd. Er hofft, eine große Beute an Straußenfedern nach England zurückzubringen. Wenn man bedenkt, daß Thomas aus der englischen Gewerkschaftsbewegung hervorgegangen ist, und im britischen Kabinett die Arbeiterpartei vertreten hatte, so kann man nicht umhin, der Verwunderung über die sonderbaren Allüren dieses Arbeiterführers Ausdruck zu geben.




**Bedauerlich.**



Max (zu Moritz, nachdem beide eine halbe Stunde zugesehen haben, wie zwei Arbeiter eine Glasscheibe abladen): „Komm, gehen wir. Sie lassen sie ja doch nicht fallen!“

**Pumpversuch.** „Verzeihung, ich befinde mich momentan in einer kleinen Verlegenheit . . .“

„Sie Glücklicher! Ich befinde mich schon lange in einer großen . . .“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.